

Demokratie ist nicht des Teufels

Eine Weihnachtspredigt mit verspäteter Wirkung: Wie Kardinal Barnaba Chiaramonti, der spätere Papst Pius VII., im Jahr 1797 das Zweite Vatikanum vorwegnahm **VON MARTIN GRICHTING**

Mit seiner Enzyklika „Mirari vos“ vom 15. August 1832 hat Papst Gregor XVI. die Gewissensfreiheit als „Wahnsinn“ sowie als „seuchenartigen Irrtum“ verurteilt. Er wandte sich damit gegen den französischen Priester Félicité de Lamennais, der als erster katholischer Pionier versucht hatte, die modernen Freiheitsrechte und die Demokratie mit der katholischen Kirche und ihrer Lehre zu versöhnen. Lamennais brach daraufhin im Jahr 1836 mit der katholischen Kirche und sprach über sie als Prophet: Das päpstliche Verdikt werde bei den Nichtkatholiken zur Überzeugung führen, „dass ein unversöhnlicher Widerspruch zwischen dem römischen Katholizismus und aller politischen Freiheit bestünde“. Erst im Jahr 1965 hat die Kirche durch die Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils „Dignitatis humanae“ Frieden mit den Grundrechten, der Religionsfreiheit im Besonderen, sowie mit der Demokratie geschlossen. Aber dieser Wandel wird der Kirche nicht von allen abgenommen. Und so wird ihr unterschwellig bis heute nachgesagt, sie habe ein Problem mit den Grundrechten und der Demokratie.

Es hätte anders kommen können. Denn am Weihnachtsfest des Jahres 1797 hielt im italienischen Imola der dortige Bischof eine Predigt. Es handelte sich um Kardinal Barnaba Chiaramonti, der drei Jahre später unter dem Namen Pius VII. das Papstamt übernahm. Als er auf die Kanzel stieg, tat er es in einer explosiven Lage. Frankreich hatte den Kirchenstaat weitgehend annektiert und im Sommer 1797 die Cisalpinische Republik gegründet. Imola war damit Teil dieses französischen Satellitenstaats geworden, in dem nun ebenfalls die Maximen der Französischen Revolution durchgesetzt werden sollten.

Kein Widerspruch zum Evangelium

Ganz konventionell begann der Bischof seine Homilie, indem er an das Geschehen von Bethlehem erinnerte. Aber sogleich setzte er hinzu, der Gottessohn sei gekommen, um den Menschen eine unverdorrene Lehre zu verkünden und um die Dunkelheit zu vertreiben, die den menschlichen Geist schwäche. Diese Lehren betrafen auch die Beziehungen des Menschen zu seinesgleichen. An Rousseau gemahnend, erinnerte er daran, dass der Mensch nicht mehr im reinen Naturzustand lebe, sondern in Gesellschaft. Friede gebe es jedoch dort nur, wenn Ordnung herrsche. Und die Ordnung



Pius VII., vormals Graf und dann Kardinal Luigi Barnaba Niccolò Maria Chiaramonti (1742-1823), trifft 1804 an der Port Saint Denis in Paris ein, um der Krönung Napoleons I. beizuwohnen – eine der vielen Demütigungen, die der französische Herrscher dem Papst noch zufügen sollte. Stich von Jean-Francois Leleu (1729-1807).

Foto: Imago/UG

verlange nach einer Autorität, der man gehorchen müsse. Solches verlange nicht nur das Naturrecht, sondern auch die katholische Religion. Und wer der zeitlichen Obrigkeit widerstehe, weise auch Gott zurück. So weit, so gut. Denn bis hierher war dies die konventionelle biblische Lehre, wie sie schon Paulus verkündet hatte (Römerbrief 13, 1f). Nun aber ließ Chiaramonti die Katze aus dem Sack, indem er gegenüber seinen Gläubigen auf die politischen Gegebenheiten in der Cisalpinischen Republik zu sprechen kam: „Die demokratische Regierungsform, die bei uns errichtet worden ist, steht in keiner Weise im Widerspruch zum Evangelium.“ Es war ein Satz, auf den man seitens der Päpste in der Folge noch lange würde warten müssen.

Nicht nur dieser Satz erscheint bis heute frappant und unableitbar aus den kirchlichen Stellungnahmen, wie sie bis in die Zeit des Anien Régime ergangen waren. Es kommt hinzu, dass Chiaramonti bereits in dieser frühen Phase demokratischer und republikanischer Experimente instinktiv erkannte, dass die Demokratie der Mitwirkung aller Katholiken bedürfen werde, um Bestand zu haben. Sie sei auf alle jene Tugenden angewiesen, die man nur in der Schule Jesu Christi lernen könne. Wenn diese Tugenden von den Gläubigen gewissenhaft gelebt würden, begründeten sie das Glück, den Ruhm und den Glanz „unserer Republik“, predigte Chiaramonti seinen Gläubigen. Nur die Tugend, erleuchtet vom natürlichen Licht der Vernunft und vollendet durch die Lehren des Evangeliums, vermöge „das tragfähige Fundament unserer Demokratie zu sein“.

Auch auf die mit der Demokratie verbundene politische Gleichheit kam der Kardinal zu sprechen. Er verurteilte diese revolutionäre Errungenschaft ebenfalls nicht, sondern setzte sie als nunmehr gegeben voraus. Wiederum betonte er jedoch die Notwendigkeit, der neu errungenen Gleichheit aller Menschen Beständigkeit zu verleihen. Die politische Gleichheit bedürfe für ihren

dauerhaften Bestand und ihre Vervollkommnung mehr als menschlicher Tugend. Vielmehr sei es auch hier nur das Evangelium von Jesus Christus, das in der Lage sei, die soziale Ordnung der Menschen zu vervollkommen und die Ausübung der Gleichheit zu ordnen.

Geradezu pathetisch rief der zukünftige Papst abschließend seinen von Frankreich unvermittelt zu Demokraten gemachten Gläubigen zu: „Erkennt in den evangelischen Grundsätzen deren machtvolle Wirksamkeit für das Gedeihen der Tugend, für die politische Gleichheit, für eine geordnete Freiheit und für den Einklang der Herzen, die den Bestand und die Würde der Demokratie sicherstellt. Eine gewöhnliche Tugend mag vielleicht genügen, um das dauerhafte Gedeihen der anderen Regierungsformen zu gewährleisten, unsere jedoch verlangt mehr. Bemüht euch deshalb in der Demokratie, die höchste Stufe der Tugend zu erlangen, und ihr werdet wahre Demokraten sein. Bemüht euch, nach dem Evange-

lium zu leben, und ihr werdet die Freude der Republik sein.“ Und programmatisch setzte er hinzu: „Meine lieben Brüder, seid gute Christen, dann werdet ihr die besten Demokraten sein.“

Die Regierungsform der Republik kippte freilich in Frankreich und danach in Italien bald in eine neue und despotische Form der Aristokratie: Napoleons Herrschaft. In dieser Zeit galt es für Pius VII. nicht, für eine nicht mehr existierende Demokratie und ihre Freiheiten zu kämpfen, sondern für die Freiheit der Kirche. Es hat ihm jahrelange Haft und Verbannung durch eben jenen Napoleon eingebracht. Nach den Wirren dieser Zeit stand die Restauration der Monarchien auf der Tagesordnung. In dieser geistigen Welt lebte auch Gregor XVI. Die Gedanken aus der Weihnachtspredigt von Barnaba Chiaramonti konnten da nur in Vergessenheit geraten. Und Pius VII. selbst scheint, verbittert durch seine Widerfahrnisse während der Napoleonischen Herrschaft, später von seinen mutigen und zukunftsweisenden Gedanken abgerückt zu sein.

Politische Freiheit als Grundrecht des Einzelnen

Es waren erst die abscheulichen Ereignisse der Mitte des 20. Jahrhunderts, welche die Kirche dazu bewogen, ihre Soziallehre neu auszurichten. Sie versöhnte sich mit der Demokratie. Und sie bedachte neu die Würde des Menschen und seines Gewissens, was dazu führte, dass sie sich seither zu den Grundrechten als politische Freiheitsrechte bekennt und diese verteidigt.

Was Kardinal Chiaramonti über die Vereinbarkeit des Evangeliums mit der Demokratie sagte, ist damit inzwischen mit großer Verspätung eingelöst worden. Eine bleibende Aufgabe ist hingegen, was er mit Weitsichtigkeit in seiner Weihnachtspredigt von 1797 über die Aufgabe der Christen in der Demokratie gesagt hat. Man kann im vierten Kapitel der Konstitution „Lumen Gentium“ des Zweiten Vatikanums zwar die Ausfaltung der Vision Chiaramontis erkennen. Wie weit sie heute gelebt wird, sei jedoch dahingestellt. Denn noch im vergangenen Oktober hat die römische „Bischofssynode“ bekannt, das Sitzen „in kleinen Gruppen um runde Tische“ sei „sinnbildlich für eine synodale Kirche“ (Synthese-Bericht I.c). Pius VII. hatte etwas anderes, zutiefst Urchristliches im Sinn. Denn schon im Diogenesbrief aus dem zweiten Jahrhundert hieß es: „Was im Leib die Seele ist, das sind in der Welt die Christen“ (Nr. 6).



JUNGE FEDERN

Den Glauben im Alltag leben

Und plötzlich begann ich, Weihnachten zu lieben

VON HANNA GÓRSKA

Weihnachtslieder und das ganze weihnachtliche Drumherum mochte ich noch nie. Ach, ich weiß nicht einmal, ob man es nicht sogar als Hass bezeichnen könnte. Ich weiß nicht, was mich störte: das ganze säkularisierte Weihnachtsgedöns in den Geschäften und Medien oder die kirchliche Weihnachtszeit. In jener Zeit versuchte ich, meine Ein-

käufe in Einkaufszentren nach Möglichkeit zu beschränken, wo an jeder Ecke ein bärtiger, rot gekleideter, alter Mann stand, der mit dem echten heiligen Nikolaus kaum was gemeinsam hatte, und dazu massenhaft Weihnachtsbäume, künstliche Geschenke und im Hintergrund fröhliche amerikanische Weihnachtslieder. Und die ganzen Weihnachtslieder – ich wartete nur darauf, dass sie aufhören. Wahrscheinlich war es sowohl der weltliche als auch der kirchliche „Zauber“ der Weihnachtszeit, den ich Jahr für Jahr leidvoll zu ertragen versuchte.

Doch dieses Jahr hat sich etwas in mir verändert, ich weiß selbst nicht, warum. Ich glaube, ich habe das nicht selbst herbeigeführt, sondern dass mir Gnade widerfahren ist, vielleicht aufgrund des Gebets von jemandem, der mich sagen hörte, wie sehr ich Weihnachten und die ganze

Weihnachtszeit verabscheue. Und das habe ich einer ganzen Menge Menschen sehr deutlich gesagt. Ich denke, dass mich auch meine Reflexionen im Zusammenhang mit der Teilnahme an der diesjährigen Aktion zur Verteilung des Friedenslichts aus Bethlehem in dieser Hinsicht weitergebracht haben. Der größte Schock für mich ist jedoch, wie sehr sich meine Einstellung zu Weihnachtsliedern geändert hat. Normalerweise bekam ich schon bei den ersten Klängen von Weihnachtsliedern Bauchweh und konnte überhaupt nicht verstehen, warum sich Menschen zum gemeinsamen Weihnachtsliedersingen verabreden oder diese andauernd abspielen, zum Beispiel als Hintergrundmusik bei der Arbeit.

Und dieses Jahr taten mir die Finger weh, weil ich auf meiner Gitarre so viele Weihnachtslieder spielte. Ich konnte mich von

dem Instrument fast nicht mehr losreißen. Ständig wollte ich mit Anderen gemeinsam Weihnachtslieder singen und über meine Kopfhörer hörte ich ausschließlich Weihnachtslieder.

Ich fühlte mich buchstäblich so, als hätte jemand in mir einen Regler von minus einhundert auf plus einhundert gedreht. Ich verstehe mich selbst nicht, ich wundere mich über mich selbst. Doch es gefällt mir, ich fühle mich nicht mehr so fehl am Platz, ich fühle, dass es so ist, wie es sein sollte, auf Gottes Art und Weise. Denn es hat mich immer geschmerzt, dass ich nicht in der Lage war, diese liturgische Zeit zu erleben. Ich fühlte mich nicht wohl damit, ich hatte das Gefühl, dass ich dadurch einen Teil meines Glaubens ablehne, dass ich Gott in einem Seiner Geheimnisse ablehne, aber ich konnte nichts dagegen tun, ich konnte es nicht ändern.

Jetzt wird mir klar, dass ich wahrscheinlich nie dafür gebetet habe, dass sich das ändert, dass ich diese Zeit richtig durchleben kann. Oder zumindest habe ich nicht genug gebetet, um mich daran zu erinnern, was für mich ein deutliches Zeichen dafür ist, dass das Gebet zu selten und nicht innig genug war.

Die Autorin studiert in Polen. Übersetzung von Agnieszka Will.

